

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 34.

Samstag, 9. Februar.

1929.

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

So hat es begonnen... damals... vor Jahren...
Sep Sollern springt... springt in die bodenlose, weiße Tiefe, die der Zug, an einer Kurve des hohen Bahndamms jetzt langsam fahrend, seit Tagen durchquert.

Er versinkt sogleich im alistaubenden, weichen Schnee, der über ihm zusammenschlägt. Schrilte Signale heulen durch den Wind. Schüsse krachen...

Er rafft sich auf, schüttelt sich und lacht. Dann beginnt er zu laufen. In entgegengesetzter Richtung der vorwärtsziehenden schwarzen Schlange mit den grellen Signalaugen.

Schneewolken verschlingen sie. Das ist gut. So werden sie seiner Spur auch nicht allzu schnell zu folgen vermögen.

Sep Sollern läuft... läuft um sein Leben. Eisig weht der Wind ihm entgegen. Es ist, als wolle ihm der Atem in der Kehle zu einem Klumpen Eis erstarren. Das Schlucken wird ihm schwer. Beinahe vermag er die Lider nicht mehr offen zu halten, an denen die kleinen Eiskristalle sich ballen. Auf der Haut ist ein fortwährendes Brennen und Prickeln, als bohren sich tausend feine, kleine Nadeln in sie ein.

Jetzt erst wird ihm klar, daß er ohne Mantel aus dem Wagen gesprungen ist. Einerlei: es blieb keine Wahl. Der Soldat stand hinter ihm. Er packte scharf auf. Wenn er eine unerwartete Bewegung machte, streifte ihn die Spitze des Bajonetts. Er wußte: der Mann haftete mit seinem Kopf für ihn. Da kam, ihm von früheren Fahrten bekannt, die Kurve, die der Zug ohne Eile nahm. Es gab kein Besinnen. Seine Faust fuhr dem Soldaten ins Gesicht. Der taumelte sogleich. Sep Sollern riß die Tür auf und sprang...

Er findet, bis hierher ist es kein Kunststück gewesen. Er ist gut durchtrainiert. Es gibt kaum einen Sport, den er nicht beherrscht hat. Nur jetzt ist er nicht mehr ganz in Form. Drei Jahre sibirischer Gefängnisse und Zuchthäuser haben ihm die Knochen steif gemacht. Immerhin, es ging noch leidlich ab. Der schwieriger Teil des Programms steht ihm jetzt bevor.

Wo z. B. ist in dieser verfluchten, russischen Winteröde eine menschliche Behausung? Die Uhr haben sie ihm natürlich auch abgenommen. Sonst hätte man sich mit ihrer Hilfe in der Himmelsrichtung zurechtgefunden.

Also weiter, los, auf gut Glück! — Aber mitten im Laufen vermag er plötzlich nicht mehr den rechten Fuß aus dem knietiefen Schnee zu ziehen. Das wäre doch...

Er versucht, sich vorzustellen; auf dem Monte Rosa, dem Matterhorn, dem Montblanc ist man immer weiter gekommen. Zu den ausgefallenen Zeiten. Im Harischnee, bei jedem Schritt brach man ein. Einmal sogar mit der aufgespannten Leinwand auf dem Rücken, da das Bild drohen in der Hütte fertig gemalt werden sollte. Eine verrückte Idee! Aber es war stets gegangen. Und heute hier, auf ebenem Boden, ohne Gepäck... Er reißt den Fuß hoch, dunkelrote Kreise und Sonnen tanzen vor seinen Augen... Wirklich, man kommt wieder vorwärts.

Nach einer Weile geht der Atem aus. In rasenden Stößen jagt das Herz. Der Wind ist zu einem orkanartigen Sturm geworden. Also kehrt! Es muß zu

machen sein, daß man auch rückwärts laufen kann. Natürlich gelingt es ihm, da er es beschlossen hat.

Eine einzige, heulende, saulende, weißgraue Wolke ist die Welt geworden. Es ist gut so. Sehr gut. Sie können ihn unmöglich in diesem Schneesturm finden. Zumal nun die Nacht sich beinahe Übergangslos ausbreiten beginnt.

Ein paarmal hat er auch ganz geschickt Haken geschlagen. Genau wie ein alter, gewitzter Hase.

Richtig, jetzt war die Zeit der großen Weihnachtsjagden daheim. Er machte sich nie viel daraus. Es gab Interessanteres. Elche zum Beispiel. Oder einmal in Ostafrika die Löwennacht. Im trockenen Gras das leise Knacken, dann die geisterhaften Formen der mächtigen Tiere... einige Meter entfernt von der Dornenhütte, in der sie saßen, die Gewehre schußbereit...

Wieviele Tiere aller Erdteile hat er schon vor der Büchse gehabt! Sonderbar, wie das alles mit einem Male wieder vor einem steht. Da, war das nicht wie ein Kampfruf des Birkhahns? Er sieht den Liebestanz des Erregten in früher Dämmerung, hört seinen Gesang, das fauchende, zischende Tschsch...

Unfinn! Über die russische Ebene rast der Sturm und wenn sie ihn, Sep Sollern, jetzt abermals schnappen, ist es aus mit den ungezählten Freuden eines ungebundenen Daseins, für alle Zeiten aus. Darüber ist er sich völlig im klaren. Er wird sich dann nur noch vor der Wahl sehen, entweder mit dem Rücken oder mit der Nase gegen eine Wand gestellt zu werden.

Stunden, Stunden rückwärts gegen das eisige Brausen geht Sep Sollern in der Nacht. Er denkt nicht mehr. Mechanisch heben und senken sich die Sohlen in der weichen, leicht staubenden Masse, die nie ein Ende zu nehmen scheint.

Plötzlich hat er das Empfinden, als trete er auf harten Grund. Er wendet sich rasch. Im Osten dämmert es hell, wie grünlich schimmerndes Eis. Eine Straße, zertreten und von Schlittenschuhen durchzogen, läuft dem gläsernen Licht eines neuen Tages entgegen. Da sind ein paar Hütten. Hunde schlagen an. Vorsichtig schleicht Sep Sollern sich zur ersten hin. Eine Kerze brennt hinter vorhanglosen Scheiben. Um den Tisch sitzen stumme, gleichgültige Menschen. Aus irdener Schüssel steigt Dampf. Es wirkt irgendwie beruhigend. Er drückt die Klinken nieder und tritt ein. Verbrauchte Luft schlägt ihm entgegen, der Geruch von Menschen und Tieren. Es ist sehr heiß. Die Gesichter dort drüben, alle ihm zugewandt, fangen an zu schwanken. Lärm umbraust ihn. Er fühlt, daß die Hände nach ihm greifen. Sie sollen ihn in Ruhe lassen. Er ist so schläfrig...

Sep Sollern sitzt am Fenster, durch das Schneelicht hereindringt. Er ist warm und satt und genießt dies köstliche Gefühl des Sattseins. Auf dem Fensterbrett liegt ein Stück rauhes, graues Papier und er hat einen Bleistift zwischen den Fingern, der sich irgendwo in der Tiefe seiner unergründlichen Taschen noch fand.

Vor ihm, in ihre Lächer eingehüllt, sitzt die Frau des Bauern. Stumpf, abgehärtet, die Arme übereinandergeschlagen, genau in der Stellung, die der Fremde

ihr befohlen. Sie haben ihn gespeist und gekleidet, so gut das eben ging. Jetzt steht er seit einer Stunde in dem blauen Hemd und der Pumphose, die Füße in hohen Stiefeln, und er fährt mit dem Stiff über das Papier.

Als der Bauer hereinkommt, reicht er es ihm hin. Der fährt zurück, sieht unglaublich erst auf seine Frau, die noch immer dort drüben sitzt, das Gesicht halb der getünchten Wand zugekehrt, auf der das kalte Licht liegt, dann wieder auf das Stück Papier in seiner Hand.

„Willst du es behalten, zum Dank? Ich werde auch ein Bild von dir selbst machen, wenn du es gern möchtest. Setz dich dort.“

Die Frau stieß einen Schrei aus, als sie ein wenig später das Bild ihres Mannes sah. Ja, das war er! Das war Trofim, der sie prügelte und kützte, der trank und schaffte wie kein anderer im Dorfe. Seine schmalen, listigen Augen sahen sie aus dem Stück Papier da an. Öffnete er nicht den Mund, daß man die zerbrockelten Zähne sah. Die Frau warf das Papier fort. Ihr stand es fest, daß ein mächtiger Zauberer sich in ihre Hütte verirrt hatte. In schauer, aber gläubischer Furcht unterwarf sie sich ihm völlig.

Als Sep Sollern in der Nacht hinaus wandert — es ist genau zwölf Stunden nach seinem Eintritt in das kleine Haus — unterscheidet er sich durch nichts von den Bauern, die ihm, in ihre Schafpelze gehüllt, die Mütze tief in die Stirn gezogen, auf der Straße begegnen. Aber der Brust ist das feine Knistern eines Passes, der nach aller Ordnung auf den Namen seines Wirtes ausgestellt ist. Es ist nicht schwer gewesen, ihn gegen die Papiere einzutauschen, auf denen Mensch und Vieh, die das kleine Haus am Dorfrand bewohnen, festgehalten sind.

Im Grunde genommen ist es vollkommen gleichgültig, ob man durch Tage oder Monate auf fremden Straßen wandert. Es gibt nichts Reizvolleres, als fremde Straßen, Wechsel der Bilder. Zu jeder Tageszeit hat der Schnee eine andere Farbenwirkung. Man wird sich vielleicht in Zukunft nur noch mit Winterbildern befassen. Soviel warmes, strahlendes Leben haben die endlosen, schimmernden Flächen.

Manchmal fällt Sep Sollern ein, daß er auf der Flucht vor Bajonetten ist. Meist aber verläßt er sich auf den Instinkt des Menschen, den die Natur, ihm nahe und vertraut, selbst schützt. Und darauf, daß schließlich doch immer alles so endet, wie man es kraft seines eigenen Willens beschlossen hat.

Es lohnt sich das wache Schauen. Alles findet man am Wege: das Leuchten der Farben, das Spielen mit der Gefahr, die das Blut im raschen Lauf erhält, manchmal sogar einen Frauenmund. . . . Wunderbar, daß es all das noch gibt. Ein Landsknechtstum, im zwanzigsten Jahrhundert. Man wird sich bemühen müssen, damit man sich nicht ganz darin verliert.

Aber ihm ist der heilere Schrei großer schwarzer Vögel. Dunkle Bänder ziehen sich durch Schneefelder. Über einem jernen Stück Wald ist der Himmel in einem drohenden Gelb gespalten. Sonst nichts, seit Tagen . . . Tagen . . .

Wenn es hier einmal Menschen gegeben hat, so sind sie tot, ausgewischt. Aber er lebt. Er wird weitergehen, so lange, bis er die deutschen Linien erreicht hat. Vieles wartet jenseits dieser toten, erstarrten Weite.

Die Kälte heißt sich wie mit Wolfszähnen in seinen Körper. Dennoch kommt er vorwärts, Stunde um Stunde. Aber er merkt den Wechsel der Tageszeiten nicht mehr.

Ganz dumpf nur dringt einmal aufgeregtes Hundengebell zu ihm her.

„Ja, die Hunde auf Schwolin. . . . Wenn man lange fort war. . . . weit fort von hier. . . . vergiftet man sie beinahe“, sagt eine Stimme dicht hinter Sep Sollern.

Es sind viele Menschen und fremde Stimmen im Lauf der letzten Ereignisse zu ihm gekommen und wieder in das Nichts zurückgeglitten, daß Sep Sollern

über diese unvermutete Anrede keineswegs überrascht ist. Aber etwas im Beiklang dieser Worte reißt ihn aus dem schläfrigen Weitertaumeln zur Wirklichkeit.

Ein Mensch steht im unsicheren Licht, etwa gekleidet wie er selbst. Auf spätem Heimweg ein Bauer im unförmigen Pelz, den Kragen hochgeschlagen, kurz und gedrungen.

„Guten Abend“, sagt Sep Sollern gelassen. „Was ist das — Schwolin?“ Er spricht russisch wie der andere.

„Ein Herrenitz — bis jetzt noch.“ Der Mann lacht. „Wird man dort Quartier bekommen?“ Sep Sollern ist entschlossen, den Fremden etwas auszuforschen. Denn schließlich — so kurz vor dem Ziel in eine Falle zu gehen. . . .

Irgend etwas an diesem Menschen stimmt nicht. Daß er kein gewöhnlicher Bauer ist, verraten allerhand Kleinigkeiten. Sep Sollern hat sich nicht umsonst auf allen Straßen der Welt herumgetrieben.

Aberdies — es wird so oder so kaum ganz einfach sein für die Bewohner dieses baltischen Herrenitzes, einen deutschen Flüchtling zu beherbergen. Dazu noch einen, der den Händen der neuen Allgewaltigen hier eben erst entwichen ist.

In seinen gelegentlichen Unterschlupfen sah er: die „deutschen Barone“, die hier herum auf ihren Gütern saßen, konnten keinen Schritt mehr tun, ohne schärfster Kontrolle von Seiten ihrer Leute unterworfen zu sein.

Aber schon nach dem ersten Satz, den Sep Sollern sagt, meint der andere in einem etwas harten, mühsamen Deutsch verächtlich:

„Machen Sie doch keinen Unfinn. Reden Sie, wie Ihnen der Mund geht. Da öffnet man Ihnen umso lieber drüben auf Schwolin. . . . Die Frau ist deutsch. . . . Ich verrate Sie nicht. Keine Sorge. Ihr seid mir alle gleichgültig. Habe ganz andere Geschäfte hier. Ich werde Sie hinbringen.“

Dann gehen sie nebeneinander durch den Schnee zu den Mauern dort hinüber. Nirgends blinkt ein Licht. Eine Glocke schrillt. Im Dunklen kommt ein Mann an das Tor. Halbblaute Fragen und Antworten. Hinter Sep steht, lautlos, der Fremde. (Fortf. folgt.)

„Fastnacht.“

Von Dr. Ludwig Roth.

In den alten Volksliedern des Mittelalters mit ihrem verben Humor und ihrer drastischen Ausdrucksweise wird von der Fastnacht gesungen:

„Die löblich heilig Fastnacht,
Die bringt uns Narren viel,
Und daß ein Narr des andern lacht,
Mit manchem Narrenspiel;
Mancher in der Fastnacht lauft,
Vertut damit das Sein,
Man lobt jetzt ein, der feindlich lauft
Und um sein Geld nit anders lauft
Denn Frauen, Spiel und Wein!“

Diese „Fastnacht“ stellt den Einzug des jungen Lebens dar, sie findet sich in allen europäischen Kulturen. Alle Völker und Religionen unseres Kulturkreises kennen in dieser Zeit das Licht, begehen eine Lichtfeier. Die letzten, aus der Vorzeit in den christlichen Brauch übernommenen Lichtfeiern sind Kerzenweihe und Lichtmess (2. Februar). In dem schönen, alten Lichtmehfest von Spargau bei Merseburg steht im Mittelpunkt des Festes der geheimnisvolle Wagen, als Bild des wieder ins Land kommenden Jungjahres, während in Gegenden, wo Schifffahrt getrieben wird, häufig ein Schiffskarren (carrus navalis) einhergezogen wird, ein Brauch, der dem „Carneval“ den Namen gegeben haben soll, neben anderen bekannten Erklärungen. Der Umzug des Schiffskarrens oder des Schiffes und des Wagens allein deutet auf den Wiederbeginn der Schifffahrt, des Handels und Wandels. „In westniederdeutschen Gegenden hatten einst die Weber das Recht, das frühlingsverkündende Schiff durch die Lande zu ziehen, den Rhein hinab bis ins Meer hinein.“ (Vergl. Hane, Jahreslauf und Brauch, S. 22.) „Bei dem Lichtmehfest in Spargau bei Merseburg erscheint, vom allgemeinen Jubel begrüßt, der geheimnisvolle Wagen überraschend aus einem Hofe, der vorher nicht genannt wird, um die Mittagsstunde, geschmückt mit Gluckstab und anderen Zukunftsverkündern. Früh, bei Sonnenaufgang,

beginnt das Fest schon mit dem feierlichen Umzug des Flüges, der vogelgestaltigen Frühlingsgänger und anderer Frühlingsgestalten unter Führung des „Läufers“, einer Figur, die an Feierlichkeit und Höheit kaum ihresgleichen in unserem Brauchtum hat: der gewählte Führer der Burschenschaft mit einer Krone aus Buchsbaum und Blüten und Gold- und Silberfittlern, ganz bedeckt mit zahllosen, wertvollen Bändern, die ihm die Frauen und Mädchen der mitfeiernden Dorfschaften spenden! Sein Hohenheitszeichen ist die große Sekpirsche, die uralte Waffe gegen alle bösen Dämonen; sie ist aber jetzt umwunden mit den alten Lebensfinnbildern, dem roten Tuch, bunten Bändern und Blumen. „Pritscher“, die alte Wintergarde, und „Schwärzer“, die lustige Frühlinggarde, ist im Zuge, ihr tolles Treiben mit Verprügeln der Jungens und „Schwärzen“, d. h. Zeichnen der Mädels mit dem Kreuzmal im Gesicht, versinnbildlicht den alten Winterkampf gegen den siegreich einziehenden Frühling. Hier sei auch des alten Brauches der Fuchswaschung gedacht, die die Burschen an den Mädchen vor dem ersten Tanz vornehmen. Daß es dabei lustig hergeht, ist selbstverständlich. Die Mädchen putzen dann den Burschen die Nasen, das deutet lustig und nicht sinnlos das Ganze an, was in dem ersten Reinigungsbräuchen an den Übergängen von einem Jahreszeit zum andern gewollt und dargestellt wird. Aberhaupt ist das bunte, gestaltreiche Gewirre, das in den Fasenächten, den Nasenächten, ihr Wesen treibt, insgesamt zurückzuführen auf den Kampf zwischen Winter und Frühling. In den Lebensfarben, in Grün und Rot, erscheint der Herold des „Prinzen Karneval“, der Harlekin, mit Glöckchen am Bänderstah und an seinen langen Hörnern, die beinahe wie die „Löffel“ oder Ohren eines Junghafens aussehen. Das mittelalterliche Fastnachtslied singt:

„Rot Hüt' gebraucht man dieser Zeit,
Ein Schleier drumb gebunden.
Wer um das Gretlein freien reit,
Ein Kranz mit Lahn umwunden.
Ein Hahnenfeder muß er han,
Ein Hemd mit seiden Nähten,
Damit er möge wohl bestahn
Und gefall'n seiner Greten.“

Wenn das neue Leben die Herrschaft ergreift, wird Gericht gehalten über das zu Ende gegangene: in tausendfacher Gestalt finden wir daher seit grauer Vorzeit die Rüge- und Narren-Gerichte in der Fastnacht. Ich erinnere daran, daß bei unseren studentischen Verbindungen am Fastnachts-Dienstag die „Füchse“ als „Burschen“ fungierten und über ihre gestrengen Burschen zu Gericht sizen. In der „Fasnacht“ zu Billingen im Schwarzwald besteht die „Narro-Funk!“ Ihre Hauptaufgabe besteht während des Jahres darin, alle großen und kleinen Schandtaten und Verfehlungen einzelner sowie maßgebender Körperschaften zu bemerken und dann in der „Fasnacht“ vorzubringen, um die Mitwelt zu „strählen“, d. h. zu glätten, in Ordnung zu bringen, wie der Flachs vor dem Spinnen in Ordnung gebracht wird. Die Ausstattung des Narros ist eine außerordentlich feierliche Maske mit ganz unkenntlich machendem Gewande; die Begleitung läuft aus in reicher Besenkung und Bewirtung aller Festteilnehmer. Ähnliche Sitten der „Strählung“ oder „Durchhehlung“ bestehen an vielen Orten. In fröhlicher freier Art wird manche Rüge erteilt.

In der „Fasnacht“ gewinnt das Leben die Oberhand über den bösen Winter. Die Fröhlichkeit erreicht ihren Höhepunkt. Der mittelalterliche Bauernkalender urteilt über diesen Zeitabschnitt:

„Darnach so kumbt die heilig Fast,
Das sollt ihr merken eben,
Sie liegt auf uns ein schwerer Last
Nacht unser wildes Leben;
Daß wir dann durch das ganze Jahr
Mit Sünden auf uns laden,
Soll wir mit Andacht beichten klar,
Dem Priester sagen offenbar,
So eh' wir fröhlich Fladen!“
„Fröhliche Fastnacht!“

Die Tante aus Amerika.

Humoreske von W. Ludwig (München).

Die Familie Gollinger lebte seit undenklichen Zeiten in Winkelsried. Alle waren sie, wie Jakob Gollinger, der letzte Träger des Namens, oft mit Stolz erzählte, angesehene und allgemein geachtete Bürger gewesen. Bis auf eine betrübende Ausnahme. Es hatte einmal einen Bruder Jakobs gegeben, Hermann, an den er nur ungern dachte. Denn der war ein rechter Taugenichts gewesen. Schon in jungen Jahren wurde er in eine dunkle Sache verwickelt und eine ihn bedrohende

Katastrophe, über deren Einzelheiten niemand sprach, konnte nur dadurch abgewendet werden, daß die ganze Familie das Geld zusammenlegte, das Hermann brauchte, um nach Amerika auszuwandern. Man hoffte, daß er dort für immer verschwinden würde. Das besorgte er auch gründlich. Volle dreißig Jahre vergingen, ehe er etwas von sich hören ließ. Als dann endlich ein Brief mit amerikanischen Marken kam, da öffnete ihn Jakob mit zitternden Händen. Er fürchtete schlimme Nachrichten, womöglich eine Bitte um Geld. Aber er sah sich angenehm enttäuscht. Hermann schrieb, es sei ihm nach mancherlei Fehlschlägen gelungen, sich eine gute Existenz zu gründen, und er habe sich so viel erspart, daß er seine alten Tage nun sorgenfrei verleben könne. Aber ein Leiden, das ihn seit langem quäle, mache sich nun, da er sich zur Ruhe setzen wolle, sehr unangenehm bemerkbar, so daß er wohl nicht mehr lange zu leben habe. Das war auch der Grund, weshalb er jetzt, nach so vielen Jahren, dem Bruder schrieb. Er wollte nicht aus dieser Welt gehen, ohne noch einmal, auch im Namen seiner Frau, einen letzten Gruß in die alte Heimat zu senden.

Die Nachricht erreichte nicht nur in der Familie Gollinger beträchtliches Aufsehen, sie versetzte ganz Winkelsried in Erregung, denn Jakob sprach überall davon, und die Spannung steigerte sich noch beträchtlich, als schon sehr bald darauf ein zweiter Brief aus Amerika kam, der die Nachricht von dem plötzlichen Tode Hermanns brachte. Das in etwas unbeholfenem Deutsch abgefaßte Schreiben hatte den Anwalt des Verstorbenen zum Verfasser und enthielt unter anderem die nun freilich nicht sehr freudig aufgenommene Nachricht, daß Gollinger zur Erbin seines gesamten Vermögens ganz allein seine Frau eingesetzt habe. Kinder hinterließ er nicht. Die des Deutschen nicht mächtige Frau ließ den Verwandten in Winkelsried Grüße bestellen.

Jakob Gollinger lebte in etwas engen Verhältnissen und besaß eine heiratsfähige Tochter. Er war sehr enttäuscht, daß der Bruder ihm auch nicht das kleinste Legat ausgesetzt hatte. Aber Frau und Tochter erliefen mit der Frauen eigentümlichen, größeren geistigen Beweglichkeit die Lage viel besser als der schwerfällige Vater, und sie hatten auch sogleich ihren Plan fertig. So lange die Erbante in Amerika wohnte, konnte sie wieder heiraten oder sonst das Vermögen in alle Winde verstreuen. Deshalb war es von größter Bedeutung, daß man sie dazu brachte, nach Winkelsried zu kommen. Es entwidelte sich, immer durch den Anwalt als dem Vermittler, ein reger Briefwechsel mit Tante Lissi. Bald erhielt sie eine Einladung, zu Besuch zu kommen, und als auch die Möglichkeit ihrer dauernden Übersiedlung nach Winkelsried angedeutet wurde, stimmte sie ohne weiteres zu. Sie hatte, wie sie durch den Anwalt schreiben ließ, mit ihrem Mann sehr zurückgezogen gelebt, und jetzt, nach seinem Tode, fühlte sie sich einsam.

Im Hause Gollinger herrschte Feststimmung, und ihre Wogen, die über ganz Winkelsried hin gingen, erregten Staunen und Neid. Die baldige Ankunft der reichen Erbante umgab die Familie mit einem romantischen Schimmer. Bisher hatte Familie Gollinger die bescheidene Achtung der Mitbürger genossen. Nun rückte sie auf einmal in die besten Kreise auf, und schon nach kurzer Zeit konnte Fräulein Gollinger Karten verschiden, in denen sie ihre Verlobung mit dem Sohne des Bürgermeistermeisters bekannt gab.

Eine neue, größere Wohnung in der besten Lage der Kleinstadt wurde gemietet und auf das beste instand gesetzt. Gollinger trieb die Handwerker an, daß sie das Mögliche taten.

„Nehmen Sie die schönsten Tapeten, die Sie haben“, sagte er zum Tapezierer. „Sie haben wohl gehört, daß meine Schwägerin aus Amerika zu uns zieht, sie hat einen sehr verwöhnten Geschmack.“

Empiremöbel wurden gekauft. „Meine Tante haßt wie alle Amerikanerinnen das Plump“, eröffnete Fräulein Gollinger ihren Freundinnen, „sie ist selbst sehr zierlich und war früher eine gefeierte Schönheit.“

Tante Gollinger war der wichtigste Gesprächsstoff in Winkelsried. Ihre Verwandten taten das Mögliche, einen Legendenfranz um sie zu weben.

An dem Sonntagnachmittag, als sie ankommen sollte, stauten sich die Menschen auf dem kleinen Bahnhof. Draußen vor der Sperre am Geleise wartete Gollinger im Jolinder. Seine Gattin war in violetter Seide. Neben den Eltern stand das junge Paar. Die Braut hielt als Erkennungszeichen einen Strauß roter Rosen in der Hand. Sie hob ihn hoch, als der Zug einlief. Er hielt.

Kurze Zeit verging, dann wurde eine Wagentür dritter Klasse aufgestoßen. Eine grellbunte Bluse leuchtete aus dem Wageninnern. Eine kleine, dicke Gestalt kugelte fast über das Trittbrett herab.

München Gollinger stieß einen lauten Schrei aus, der Rosenstrauß rollte aus ihrer Hand über das Geleise.

Tante Lissi, die mit ausgebreiteten Armen auf sie zu eilte, war eine Negerin.

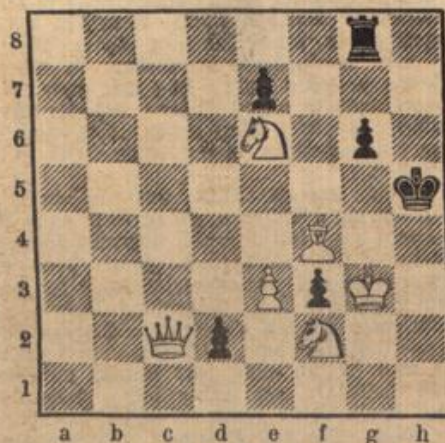


Schach



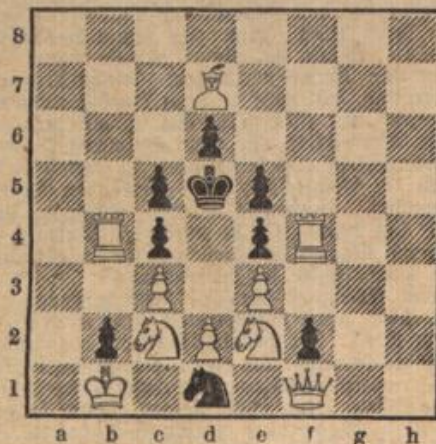
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 11. Aurelio Abela.



Weiß: Kg3, Dc2, Lf4, Se6, f2, Be3.
Schwarz: Kh5, Tg8, Bd2, e7, f3, g6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 12. T. Townsend.



Weiß: Kb1, Df1, Tb4, f4, Ld7, Sc2, e2, Bc3, d2, e3.
Schwarz: Kd5, Sd1, Bb2, c4, c5, d6, e4, e5, f2.
Matt in 2 Zügen.

Der bekannte Schachschriftsteller Gutmayer feiert in seinem Werkchen „Die Schachpartie“ das Schachspiel mit nachstehenden begeisterten und begeisternden Worten: Die Schachspielkunst erfordert viele Hingebung. Nur emsiges Studium und fleißige Uebung führen auf die Höhe, wo das Schachspiel — eine Kunst wird. Dann aber gewährt es jene reine Freude am selbstlosen Schaffen des Schönen, welche die köstlichste Frucht des Menschengestes ist. Der bleierne Druck des Daseins, der finstere Ernst des Lebens zwingt so vielen den Becher in die Hand, jagt andere durch die weite Welt oder stürzt sie in wilde, tumultuarische Vergnügungen. Dieses Furchtgespenst verschreckt die Schachkunst leicht und von Grund aus. Aus der gemeinen Wirklichkeit hebt sie uns in eine ideale Welt empor. Alle Sorgen und Nöten des Lebens sinken zu Boden, solange ihre Zauberei walten. Was verleiht ihr den ewigen Reiz, der so viele große Geister anzog, festhielt und entzückte (Friedrich der Große, Napoleon I., Voltaire, Rousseau, Lessing, Schiller, Tolstoi u. a. m.)? Es ist die Hervor- zauberung immer neuer, wechselvoller Bilder, nicht der Kampf allein. Es ist dieses: „Sich und die Welt vergessen.“ Diese Versenkung, dieses Aufgehen in die Kunst, diese voll- ständige Abwendung von dem meist armseligen Leben gebiert

jenes reine Glück, zu dem nichts vonnöten ist als ein warmes Herz, ein heller Kopf, ein Schachbrett und Schachfiguren.

In verschiedenen Tagesblättern findet man gegenwärtig öfters einen Aufruf zur Teilnahme an einem Fern-Schachbund. Darin heißt es, daß von einigen Schachzeitungen dauernd Schachturniere veranstaltet werden, in denen die einzelnen Züge dem Gegner brieflich übermittelt werden. Das genügt aber nicht dem dringenden Bedürfnis. Darum hat sich eine größere Anzahl von Schachspielern zu einem Fern-Schach- bund zusammengeschlossen. Vorsitzender ist Dr. Dührssen, Berlin. Auch Holland und Dänemark sind im Vorstand vertreten. Wer sich für die neue Gründung interessiert, kann sich an den Schriftführer v. Massow, Dresden, Hähn- straße 12, wenden. Der Schatzmeister K. Laue, Halle a. S., Bertramstraße 3, nimmt den Jahresbeitrag von 8 Mark entgegen. Die Fernturniere werden in einer Meisterklasse und in den Klassen I und II gespielt. Dem 1. Sieger winkt der Titel eines Meisters des Fern-Schachbundes.

Partie Nr. 6. Gespielt am 30. Dezember 1928.
6. Partie des Wettkampfes.

Weiß: Dr. Euwe. Schwarz: Bogoljubow.

1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—d5, 4. Lg5—Sd7, 5. e3—Le7, 6. Sf3—0-0, 7. Tc1—c6. Diese Stellung ist aus dem Wettkampf Aljechin-Capablanca genügend bekannt. 8. Ld3—a6, 9. c×d5—c×d5. Gewöhnlich geschieht e×d5. Schwarz beabsichtigt auf dem Damenflügel zu spielen, was nach e×d5 nicht gut möglich ist. 10. 0-0—b5, 11. Se5. Hiermit leitet Weiß den Königsangriff ein. 11. ... S×e5, 12. d×e5—Sd7, 13. Lf5—Lb7, 14. Se2!—Db8, 15. Sd4! Auf S×e5 würde Weiß mit Dh5 gewinnen. 15. ... g6, 16. Lh6—Tc1, 17. T×c8—D×c8, 18. f4—Sc5, 19. g4! Euwe ist durch seinen Stand im Wettkampf zu energischem Spiel gezwungen. 19. ... S×d3, 20. D×d3—Dc4, 21. Dd2—Lb4, 22. Df2—Dd3, 23. f5. Der Schlußangriff beginnt. 23. ... Dd4, 24. Dg3—e×f5, 25. g×f5—Lf8, 26. L×f8—Tf8, 27. f6—h5, 28. Dg5—Dg4+, 29. D×g4—h×g4, 30. e6—Kh7, 31. e7—Te8, 32. Tc1—Kh6, 33. Se6! Aufgeben.

Lösung Nr. 107: 1. Ka6—a×b6, 2. Kb5—b×a5, 3. Kc5—a4, 4. Kd4—S×, 5. K×S#. Angegeben von Ludw. Nickel und Karl Kahl.



Rätsel



Silben-Kapselrätsel.

Engerling, Duldsamkeit, Hering, Gleichung, Wintertag,
Jeremias, Wiedehopf, Steinpflaster

In jedem dieser Wörter ist — ohne Rücksicht auf deren Silbeneinteilung — eine Silbe eines Sprichworts enthalten.

Geisterhaft.

Mein Wort nennt dir falsche und schlechte Gestalten
Im Einfluß von bösen und finsternen Gewalten,
Sie zwingen den Menschen zu bösem Tun
Und lassen ihn Tag und Nacht nicht ruh'n.
Stellst um du zwei Zeichen, so wird es alsdann
Ein Besitz, den der Landwirt nur pachten kann.

Warnung.

Bist Du bei mir nicht 1, 2 = 3,
— so sprach zum Freunde ich —
Versäumst den Zug Du sicherlich,
Also komm' 1 = 2 = 3.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 28.

Verwandlungsrätsel: Band, Wurm, Bandwurm. — Be- suchskartenrätsel: Bratkartoffeln. — Scherzfrage: Anna sagte die Wahrheit.

Richtige Lösungen sandten ein: Willi Diemann, Karl-Ludwig Fröhling, Hermann Sipper, Ernst Thielscher, sämtlich aus Wiesbaden; Emma Haus aus Rambach.